



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Pariser Salon. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

seinem ganzen Charakter nach Afiate. Mit den schönsten Sentenzen im Munde ist er der ärgsten Hinterlist, der schändlichsten Lüste fähig. Achtung vor der Wahrheit geht ihm ganz und gar ab. Im Hause gewohnt, als unbeschränkter Tyrann zu herrschen, ist er den Behörden und jedem an Macht überlegenen Fremden gegenüber kriechend und feig. Seine Phantastie ist höchst dürftig; sein Geist kann sich nicht zu allgemeinen Anschauungen emporschwingen. Er kennt wissenschaftliche Thatsachen in ziemlicher Anzahl, aber Einsicht in ihren Zusammenhang fehlt ihm gänzlich. Dagegen zeichnen ihn zwei Eigenschaften vor allen andern Afiaten aus: er ist aus innerm Bedürfnis unermüdlich fleißig, und er hat große Anlage zum Selbstregiment in der Gemeinde. Das zeigt sich sehr deutlich bei den ausgewanderten Chinesen, die jetzt in großer Anzahl im indischen Archipel, in Australen und in Kalifornien zu finden sind. Im letztern Lande sind ihre Einrichtungen musterhaft. Sie haben sich in Landsmannschaften getheilt, Vorsteher gewählt, Gemeindegassen errichtet. Jeder Ankömmling, der sich verpflichtet, 10 Dollars in die Gemeindegasse zu zahlen, gilt als Mitglied und genießt die Unterstützung der Gemeindebehörde und der Gemeindegassen. Streitigkeiten unter sich selbst entscheiden sie durch Schiedspruch. Beschwerden gegen Nichtgemeindegassenmitglieder werden erst von dem Vorstand untersucht und bloß wenn sie begründet sind, vor die ordentlichen Gerichte gebracht. So regieren sich die kleinen Gemeinden selbst, ohne viel mit den Behörden in Berührung zu kommen, und befinden sich sehr wohl dabei. Gewiß läßt sich aus solchem Stoffe noch Etwas machen.

## Pariser Salon.

### 1.

Es bleibt immer eine erfreuliche Erscheinung, diese große Bewegung, diese rege Theilnahme, welche in Paris sich äußert, so oft die Jünger der bildenden Künste vor das Gericht der öffentlichen Meinung treten. Die Franzosen haben wirkliches Interesse für Malerei und Sculptur, während die eigentliche nationale Theilnahme für Musik über die sentimentale Romanze und die komische Oper nicht hinausgeht. Sie mögen wol durch die Verfeinerung und Vervollkommnung der heimischen Industrie, die in ihrer Fertigkeit oft an das Kunstwerk streift, zum besseren Verständnisse oder doch zu größerem Interesse geführt worden sein. Allein es darf auch wieder nicht übersehen werden, daß die französische Industrie nicht eine solche Richtung genommen hätte ohne den diesem Volke innewohnenden Geschmack, ohne seinen angebornen Sinn für schöne Aeußerlichkeit. Dieser natürliche Geschmack führt sie aber wieder zu jener Pietät für die Künstler, welche die Regierungen zwingt, den Kunstinteressen mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Einzelne begabte

Fürsten haben wol in allen Ländern den Künsten emporzuhelfen gesucht, aber so entschieden vom Volke verlangt wird dies kaum als hier in Frankreich. Hier in Paris sieht man, sowol in den Museen als in den jährlich wiederkehrenden Kunstausstellungen, Leute, die anderweitig kaum einen Fuß in solche Anstalten zu setzen pflegen. Das allgemeine Talent und die Leichtigkeit einer gewissen Technik führt wieder zu der großen Anzahl von Mittelmäßigkeiten, welche die Freude an den öffentlichen Ausstellungen verleiden. Dies war bisher um so fühlbarer, als überhaupt festgestellt werden muß, daß der Fortschritt unserer Zeit in die Breite und nicht in die Tiefe gegangen. Gewisse Eigenschaften sind ganz allgemein geworden, und gewisse Vorzüge lassen sich auch an den unbedeutendsten Versuchen nachweisen. Was man im Kunstjargon „die Mache“ nennt, hat unendlich viel gewonnen; weil es leicht ist, bis zu dieser Grenze des allgemeinen Niveaus zu kommen, sehen wir auch verhältnismäßig viel mehr Leute der Kunst sich zuwenden. Im Ganzen genommen ist dies blos für die Gegenwart peinlich, denn eine heilsame Rückwirkung für die Zukunft kann nicht lange ausbleiben, und wir haben jedenfalls so viel gewonnen, daß die bedeutenderen Talente, ohne geradezu Genies zu sein, die Technik betreffend über das allgemeine Niveau hinaus sein müssen, und noch überdies wirklichen kunsthistorischen und poetischen Gehalt mitbringen, sollen sie nur in höherem Grade interessiren, und vor ihren zahlreichen Mitbewerbern entschieden ausgezeichnet werden. So wird man in der Malerei wie in der Musik zu dem nothwendigen Versuche kommen, die vorhandenen reichen Mittel zu einfacher aber um so eindringlicherer Wirkung zu verarbeiten, und wir werden nicht mehr jenes Streben allgemein sehen, durch große Gemälde ohne großen Gehalt zu imponiren oder durch jene Marktschreierei des Effects, welche die moderne französische Malerei so oft durch allerlei Metiervirtuositäten zu erzielen wußte. Daß schon der gegenwärtige Salon dieser Zeit um einen kleinen Schritt näher steht, mag dankend anerkannt werden, und wir müssen unsere Besprechung damit beginnen, daß nur als einer seiner Hauptvorzüge die Thatsache erscheine, daß die Künstler ein einsichtsvolleres Bewußtsein ihrer Kräfte an den Tag gelegt haben.

Es mag nun von der größeren Menge des Richterausschusses herrühren oder wirklich von einer bessern Einsicht in das eigene Talent: ganz verfehlt tendenziöse Kunstwerke sind dies Jahr nicht zu bemerken. Es giebt wol der Machwerke noch genug, aber diese sind einfach schlecht, sie sind schlecht in ihrem bescheidenen Kreise. Das ist ein Unglück für den betreffenden Künstler, die Kunstrichtung selbst hat nichts dabei zu beklagen.

Und wieder soll es als ein Vorzug der diesjährigen Kunstausstellung angeführt werden, daß das Portrait nicht mehr die überwiegende Rolle spielt, wie in den nächst vergangenen Jahren. Wir theilen zwar nicht das einseitige Vorurtheil gegen das Portrait, aber daß sich diese Art Malerei vorherrschend geltend

zu machen suchte, daß man uns zumuthete, vor jedem leidlich abkonterseiten Spießbürger oder General mit der höchst unmalerischen Uniform oder vor einem coquett aufgeputzten Dämchen in Extase zu gerathen, das mochte der Kunst auch nicht zuträglich sein. Ein Portrait, um in den Salon zu gelangen, muß ein höheres Interesse mitbringen, das der bedeutende Künstler wol jedem Gegenstande einflößen kann, wir wollen keine mit Delfarben übertünchten Daguerreotyps. Wenn auch an dieser Mäßigung die Jury Schuld trägt, so hat sie ihre Strenge wenigstens insofern gerechtfertigt, als unter der vorhandenen verhältnißmäßig geringen Anzahl von zeitgenössischen Ebenbildern noch immer genug sind, für deren Bekanntheit wir ihren Urhebern gar nicht dankbar sein können.

Das Vorzüglichste in dieser Gattung hat der Lemberger Rodakowski geleitet; es ist derselbe, dessen Bild vom General Dembinski ich Ihnen im vergangenen Jahre so angerühmt habe. Diesmal stellt er das Portrait seiner Mutter aus. Eine bejahrte Frau in schwarzer Kleidung auf einfachem dunklem Hintergrunde. Die Dame hält den Kopf ein wenig zur Seite, vielleicht etwas zu viel, um ganz natürlich zu sein, allein die Gesichtszüge scheinen diese Haltung zu rechtfertigen. Wir erkennen nämlich auf den ersten Anblick, daß wir mit einer guten vielgesprächigen Slavin zu thun haben, die gern die Begebenheiten der Stadt erzählt und anhört. Die gerötheten Wangen deuten auf guten Humor, und über die sehr beweglichen Lippen, die wol bloß der Pinsel des Malers so lange geschlossen zu halten wußte, dürfte nicht selten mancher Spaß und manche witzige Bemerkung sprudeln. Und doch wie ernst und würdig ist nicht diese Malerei, wie schön und edel aufgefaßt sind nicht diese nichts weniger als interessanten Züge! Wie abgeschmackt erscheinen dagegen die geleckten geistlosen Portraits des von unsern feinen und gezierten Dämchen gesuchten Dubufe. Sogar die schöne Kaiserin konnte den unseligen Pinsel des marklosen Malers nicht zu einiger Begeisterung bringen. Da sind alle schlechten Eigenschaften der Winterhalter'schen Portraits ohne jene conventionelle Majestät, die dieser feinen gekrönten Modellen hier und da anzulegen wußte. — Neben Rodakowski verdiente Chapplin und Millard genannt zu werden. Letzterer stellte unter anderen ein ganz reizendes Bild der jungen deutschen Künstlerin Wilhelmine Claus aus. Es ist zart, mit einem eigenthümlichen Farbensmelze gemalt; das seidenweiche Blondköpfschen, die klugen und doch naiv und unschuldig blickenden Augen trösten uns, denn aus ihnen spricht ein schönes Stück Gegenwart und Zukunft. Ein anderer Studienkopf — das Portrait einer Brünnette mit schwarzem Haare, glühenden Augen und leidenschaftlich zusammengekniffenen Lippen bildet einen interessanten Gegensatz zur blonden deutschen Jungfrau. Chapplin hat drei Damenbildnisse gebracht, unter denen besonders das Kniestück einer eben nicht anziehenden Dame gefällt, und mit Recht. Das ist eine merkwürdig ungesuchte Haltung in Ton und Auffassung, die Technik wohl überwunden. Nur will

uns dieser gefleckte grau marmorirte Hintergrund, für den der Künstler eine so große Neigung hat nicht behagen. Auch ist lange nicht diese Meisterschaft diese Entschiedenheit des Pinsels in diesem Bilde zu finden, wie in jenem von Rodakovsky. — Cabanel, ebenfalls ein junger Maler, der jüngst im Hotel de Ville einige vorzügliche Decorationskizzen, die Monate darstellend gemalt, schließt mit seinem Frauenportrait die Reihe der Maler dieser Gattung, welche wir besonders erwähnen wollen. Es sind zwar noch sonst ziemlich gute Arbeiten dieser Art geliefert worden, doch dürfen wir mit gutem Gewissen sie ohne Notiz lassen. Hingegen wollen wir von den Portraits nicht Abschied nehmen, ohne der schönen lackirten Reiterstiefeln auf dem lebensgroßen Portrait des Kaiser Napoleon III. von Lepoullé zu gedenken.

Sebert, dessen Malaria ich vor zwei Jahren meine Bewunderung in diesen Blättern ausgesprochen, brachte diesmal ein größeres historisches Bild, den „Judasfuß“ darstellend. Christus auf dem Ölberge wird von den Soldaten mit der Laterne beleuchtet in dem Augenblicke, wo Judas ihm den verrätherischen Kuß auf die Wange drückt. Die Soldaten und Schergen, die den Propheten der neuen Zeit einzufangen kommen, greifen ihn mit stupiden Blicken des aufgeheizten Fanatismus an. Der heilige Petrus aber, welcher den Laternenträger niederschlagen soll, ist weggeblieben. Es wurde also blos der Moment des Verraths zum Vorwurf genommen, und mit Recht, weil so das Interesse an der Hauptperson nicht geschmälert wird. Der blonde Christus im weiten Talare blickt mit Mitleid und verachtender Majestät seitwärts zu dem küßenden Judas. Der Schmerz, der sich in den edlen Zügen ausdrückt, ist menschlich, es ist die Fassung, mit welcher jeder edle Geist dem Verrathe entgegensteht. Die ursprünglich nicht unschönen Züge des Judas sind durch Leidenschaft und Schlaubeit entstellt, und man sieht diesem gewaltigen Charakter doch die innere Beklemmung an, welche sich seiner bei dieser tiefsten Niedertracht unwillkürlich bemächtigt. Der Mund hat etwas süßlich Gemeines und das schwarze Auge schaut muthlos und eingeschüchtert an dem wehmüthigen Blicke des Betrogenen vorbei. Ein Fleisch gewordenes Unthier, so zu sagen der thierische Gegensatz des diplomatischen Judas, mit seinen fleischenden Tigerzähnen und der wildgeballten Faust, stürzt auf den ruhigen Christus los, während uns der helle Schein der Blendlaterne noch andere Schergen sehr kunstfönnig die Hauptgruppe umgebend, zeigt. Die linke Seite vom Beschauer ist ganz in tiefe Nacht gehüllt, als wollte der Künstler andeuten, daß der Verrath von dieser Seite käme, und wir können mit Mühe einige ganz dunkle Umrisse ausnehmen. So meisterhaft diese Nachtseite ist, so kommt man bei näherer Betrachtung dieser Scene zu dem Bewußtsein, daß die Laterne zu hoch gehalten, daß noch einige Strahlen über den Christus und Judas hinweg hätten fallen müssen. Der Eindruck des Ganzen bleibt aber schön, und es spricht sich in diesem Bilde eine elegische Stimmung aus, die wol zu dieser

schauerlichen Scene paßt, in der Ausführung vielleicht zu nahe ans Zierliche gebracht ist.

Viel energischer in der Ausführung und fecker in der Fixirung des gewählten Vorwurfes tritt eine junge Malerin auf — die bekannte Thiermalerin Rosa Bonheur, eigentlich Rosalia Glück. Niemals würde man diesen „Pferdemarkt“ dem Pinsel einer Frau zugemuthet haben. Dieses Bild gehört zu den vorzüglichsten Leistungen des Salons. Die unzähligen Thiere alle in Lebensgröße gemalt, drängen mit viel Naturwahrheit und eben so viel natürlicher Verschiedenheit in Charakter, Gestalt und Haltung hart aneinander. Und die handelslustigen Roschkämme winden sich mühsam durch diesen bäumenden und wiehernden Knaul hindurch. Hier und da sieht man einen Knecht die ungeduldige Waare im Gedränge herumtummeln, oder mit Mühe an sich halten, während vorne zwei gedrungene normannische Schimmel abgebildet, wie sie mit ihrem Reiter in starkem Galopp dem Hintergrunde zusprennen. Man kann sich nichts Wahreres, Kräftigeres, Lebendigeres denken, als diese zwei Thiere. — Wir erinnerten uns an die Ecstase der guten Bourgeois vor den berühmten Rossen in Horace Vernet's „Smala“. — Wie anders poetischer und dem Gegenstand angemessener ist hier nicht das Pferd aufgefaßt! Um die Poesie ist's ein eigen Ding, wenn die einmal in ein Herz gedrungen, da giebt's auch gleich ein anderes Leben als wenn blos Schule, Technik und noch so bedeutendes Talent den Geist des Künstlers leiten. Man fühlt dieselbe Freude vor diesem Bild und auch dieselbe Scheu, wie wenn man sich plötzlich im wirklichen Gedränge eines Pferdemarktes befindet. Die schönen und gemeinen, die großen und kleinen, die ungelehrigen und gezähmten Rosse rennen durcheinander, treiben sich selbst in die Enge und die trotzigigen Hufe wirbeln. Sie wollen den Weiler empor — das ist prächtig anzuschauen! Es sollte uns nicht Wunder nehmen, und ich fände es nicht unbillig, wenn Rosa Bonheur die große Viertausend-Franken-Medaille zugesprochen bekäme, die sich in diesem Augenblicke in den Händen der Kinder von Pradier befindet. Diese Medaille giebt nämlich dem Inhaber ein jährliches Recht auf viertausend Franken, so lange die Medaille nicht einem andern ungewöhnlich hervorragenden Kunstwerke zuerkannt wird. Die Ehrenlegion verdiente sie wol auch, aber da Fräulein Rosa Bonheur das Unglück hat, ein Frauenzimmer zu sein, und nicht einmal eine Marktentenderin ist, so wird sie auf diese Auszeichnung wol verzichten müssen.

Von Rosa Bonheurs Pferden gehen wir nicht ungern über auf Troyon's herrliche Kirche in einer eben so vortrefflichen Landschaft. In diesem Bilde spricht sich eine mächtige Begabung aus und auch hier finden wir neben Naturwahrheit einen poetischen Sinn und künstlerische Phantasie in Anordnung und Ausführung. Man treunt sich ungern von diesem Bilde. — Theodor Rousseau stellte ebenfalls eine große Wiesenlandschaft mit Kühen aus. — Doch ist das Bild kleiner als jenes von Troyon, aber von ganz reizender Wirkung. Diese hier und da von

blühenden Sümpfen durchschnittene Wiese dehnt sich weit in die Ferne aus, man träumt sich mit dem Künstler in diese Endlosigkeit hinein. Das Beschauen dieser schönen frischen Gegend, dieser reizenden kleinen Thiere wirkt ganz verschieden; man fühlt sich gleich in einen heiteren Frühlingsmorgen hinein. Der draußen so spät erwachende Lenz giebt unserer Stimmung nur noch mehr Nachdruck. — Auch die anderen Meister der französischen Landschaft, Corot, Francais und Cabat lieferten sehr lobenswerthe Arbeiten. Corot hat einen kleinen Nebelmorgen und Francais einige Waldansichten, welche die große Ueberlegenheit der französischen Landschaftler bethätigt. Auch von Daubigny haben wir zwei wohlgelungene Landschaften bemerkt. Hedouin, Leloux und Jeanron brachten gleichfalls aner kennenswerthe Gemälde. Leider kann ich von Achenbachs Marine nicht dasselbe sagen. Diese gepeitschte Crème, welche Meereswogen darstellen soll, diese manirirte conventionelle Schilderung des Meeres mag wol auf eine Spieluhr passen, aber von einem Künstler von Achenbachs Namen hätten wir Besseres gehofft. Die deutschen Künstler sollten die französische Ausstellung überhaupt mehr beachten, denn daß wirkliche Kunstwerke auch von Fremden hier Anerkennung finden, das beweist der Erfolg von Rodakowski, von Willems und vom genialen Maler Knaut aus Düsseldorf. Zum Schluß soll hier noch der reizenden, aber etwas zugestugten Ansicht Venedigs von Ziem rühmliche Erwähnung geschehen.

## Politiker der Zukunft.

3.

Die politische Dekonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode, von Karl Kries. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. —

Brodbriefe oder Rhapsodien über Restauration des Eigenthums und der Landwirthschaft. Von H. S. Wiese. Leipzig, Hübner. —

Eigenthum und Vielkinderei. Von S. Baltisch. Kiel, Schwerl. —

Frederic Bastiat's Schriften: „Was man sieht und was man nicht sieht,“ „Frieden und Freiheit,“ und „der Krieg gegen die Lehrstühle der politischen Dekonomie.“ Leipzig, Hübner. —

Schutzzoll und Handelsfreiheit. Von Otto Hübner. (In den „unterhalten den Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.“ Leipzig, Brockhaus, Bd. 12). —

Es ist in neuerer Zeit in der Geschichtsschreibung wie in der politischen Theorie eine bemerkenswerthe Veränderung der Methode eingetreten. Früher hatte man die eigentliche Politik von der Bewegung der materiellen Interessen fast ganz